

Geht es noch würdeloser?

ICH HABE BIOLOGIE studiert. Vorher war ich in einer ganz normalen Schule, und danach bin ich Neurobiologe geworden, weil ich verstehen wollte, wie das Nervensystem funktioniert und was alles in unserem Gehirn passiert. Dass sich einzelne Personen sehr würdelos verhalten, habe ich in dieser Zeit oft genug erlebt. Sonderbarerweise schienen die das aber gar nicht zu bemerken. Und mir selbst ist dieses würdelose Verhalten wohl nur deshalb aufgefallen, weil ich das Glück hatte, in meinem Leben auch einigen Menschen zu begegnen, die anders waren. Durch die Art und Weise, wie sie anderen Menschen begegneten, und oft auch, wie sie mit anderen Lebewesen umgingen, machten sie für mich erfahrbar, was es heißt, würdevoll zu leben.

Ich erinnere mich noch genau an die erste dieser Begegnungen. Elf oder zwölf Jahre alt muss ich damals gewesen sein. Wir Kinder waren mal wieder im Wald unterwegs, wie immer nach der Schule. Wir nannten es strolchen, herumziehen, ohne ein Ziel, einfach sein. Auf Bäume klettern, Äpfel klauen, Kaulquappen fangen. Was man so macht, wenn man kein Smartphone dabei hat. Wir waren eine Gruppe von Abenteurern, und unsere Eltern waren froh, wenn wir abends wieder heil und vollzählig zu Hause ankamen und ins Bett fielen. Und wir waren froh, wenn niemand uns fragte, was wir den ganzen Nachmittag über gemacht hatten.

An einem dieser Tage kam ein Herr des Weges, ein freundlicher alter Mann, der sich wohl verlaufen hatte. Er trug einen mächtigen Bart und sah, so würde ich heute sagen, aus wie Konrad Lorenz, dieser berühmte Verhaltensforscher, der viel Zeit seines Lebens mit der Beobachtung von Graugänsen verbracht hatte. Über seinen Schultern hatte der alte Mann – es ist wirklich eine wahre Geschichte – einen Riemen mit einem Blechbehälter hängen, es war eine Botanisiertrommel, so nennt man das, in deren Schutz man gesammelte Pflanzen legte. »Kinder«, fragte er, »könnt ihr mir sagen, wie ich zur nächsten Bushaltestelle komme?«

Ich bin in Emleben groß geworden, wo mein Großvater eine Wassermühle betrieb am rauschenden Bach; Emleben, das ist ein kleines Dorf bei

Petriroda, das ist bei Gotha, also in Thüringen. So einfach aber war es für uns nicht, dem guten Mann den Weg zu erklären, es ging rechts, es ging links, dann wieder eine Biegung, es war ein wenig kompliziert durch den Wald. Deshalb boten wir ihm an, ihn zu begleiten. »Also los«, sagte der Herr und machte sich mit uns auf den Weg. Was dann kam, war wie eine Offenbarung: Mir eröffnete sich eine neue Welt. Ich kannte ein wenig vom Wald und wusste die Namen von ein paar Bäumen. Ich mochte es, über lindgrüne Moospolster zu laufen und durch herbstliches Laub. Aber dieser Mann lief nicht einfach nur einen Weg entlang; es war, als wollte er uns lauter Geheimnisse verraten. »Schaut mal, Jungs«, sagte er und zeigte am Wegesrand auf eine krautige Pflanze, »das ist eine Kuckucks-Lichtnelke. Sie blüht im Mai und Juni, wenn auch der Kuckuck ruft. Und dort drüben im Gebüsch, da singt ein Rotkehlchen. Und etwas weiter ein Laubsänger, erkennt ihr den Unterschied?« Wir lauschten andächtig und versuchten zu folgen, und plötzlich fühlten wir uns wie Entdecker auf einer Expedition. Das war natürlich ein Abenteuer und gar nicht so weit weg von zu Hause.

So ging es weiter, hier eine Butterblume und da duftender Bärlauch, ich war völlig fasziniert. Weil dieser Weg so schön war und weil uns dieser Mann mit seiner ruhigen weichen Stimme aus dem Nichts so begeistern konnte. Wenn ich mich recht entsinne, war das Ganze auch deshalb so außergewöhnlich, weil seine Erklärungen anders waren als die der Erwachsenen, die mir bis dahin das Leben verständlich zu machen versucht hatten: immer unter dem Aspekt, wie und wofür Tiere und Pflanzen zu gebrauchen sind. Ein Schwein sei zum Schlachten da, die Möhre zum Essen, so ähnlich. Aber nun war da jemand, der uns Kindern einfach nur erklärte, wie schön alles war, was wir da sahen und hörten. Und er freute sich so darüber, umso mehr, als wir ihm wirklich mit großen Augen lauschten. Es war ein bisschen so, denke ich heute, wie es in der Bibel geschrieben steht: »Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? Schaut auf die Vögel des Himmels: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen ...«

Die Schönheit des Lebens geht mir seitdem nicht mehr aus dem Sinn. Ich bin so gerne draußen unterwegs. Wenn die Sonne scheint, muss ich raus, im Winter wie im Sommer. Und laufen und wandern und schauen und staunen.

Nun ist es schon ein halbes Jahrhundert her, dass ich mit meinen Freunden im Wald den Pflanzensammler traf und begann, mich für den Zauber des Lebens und die Schönheit der Welt zu interessieren. Von den vielen Büchern,

die ich seitdem las, ist mir eines in besonderer Erinnerung. Das der amerikanischen Biologin Rachel Louise Carson. Mit ihrem Bestseller *Silent Spring* führte sie Anfang der 1960er Jahre auf erschütternde Weise vor Augen, wie wir Menschen dabei sind, das zu zerstören, was wir so sehr lieben. Sie beschrieb den Einsatz des Pflanzengifts DDT und wie dieses Pestizid das Leben auf unserem blauen Planeten ausrottet. Verschwunden war vielerorts damals schon das vielfältige Frühlingsgezwitscher der Singvögel, verschwunden das Schwirren und Summen der aus dem Winterschlaf erwachten Insekten. Es war die Zeit, als alle Welt auf rücksichtsloses wirtschaftliches Wachstum setzte und es nur wenige interessierte, auf wessen Kosten dies geschah. Bis heute tötet dieses Gift, obwohl es vor 30 Jahren nach langem Kampf endlich verboten wurde; es setzte sich in Böden fest und im Wasser. Die Insekten starben, und die Vögel, die sie gefressen hatten, auch.

Der Frühling war in vielen Gegenden stumm geworden. Wer das Buch damals gelesen hatte, war sprachlos, betroffen, erschüttert. Manche machten sich auf den Weg und begannen zu kämpfen. Gegen gierige Industrielle und ihre Handlanger in der Forschung. Es war die Geburtsstunde der weltweiten Umweltbewegung. Müll wurde verklappt in den Meeren, saurer Regen vergiftete die Wälder. Bürger vereinten sich in Initiativen, überall gründeten sich grüne Parteien und zogen in die Parlamente ein. Sie wollten die Welt retten und der gedankenlosen Vernichtung des Lebens und der Schönheit nicht tatenlos zusehen. Spektakulär waren ihre Aktionen, ermutigend ihr Einsatz. Sie feierten große Erfolge, und sie erlitten bittere Niederlagen.

Heute, Jahrzehnte später, sitze ich hier in der Nähe von Göttingen in einem Garten auf dem Land und frage mich, warum es so still ist. Leicht weht ein Wind, die Sonne scheint. Herrlich ist es hier, ich genieße die Zeit. Es geht mir gut, nichts scheint mir zu fehlen. Aber ich bin unruhig; ich vermisse ein Geräusch, das ich in vielen Jahren liebgewonnen habe. Es ist das Summen der Bienen im Lindenbaum. Süßlich wie immer der Duft seiner Blüten; aber es gibt keine Bienen mehr. Der letzte Imker hat im vergangenen Jahr aufgegeben. Nachdem der Raps auf den riesigen Feldern verblüht und die Obstblüte vorbei war, hatten die Bienen kaum noch eine Pflanze gefunden, aus der sie Nektar saugen konnten. Der Imker versorgte sie mitten im Sommer mit Zuckerwasser, sonst wären sie in der für sie reichsten Jahreszeit verhungert. Den Winter haben die Bienen dann nicht mehr überlebt.

Auch Hummeln oder andere Insekten sind in meiner Gegend kaum noch

zu finden. Der Bauer hat seine Felder so perfekt mit Herbiziden gespritzt, dass dort nur noch das wächst, was er ausgesät hat. Kein Labkraut mehr im Weizen, keine Kornblume und kein Klatschmohn, und auf dem Rübenacker ist nicht mal mehr eine Kratzdistel zu sehen. Auf den Ackerstreifen am Feldrand wächst nur noch unverwüstliches Gras und manchmal eine Brennnessel. Aus der Ferne aber sieht diese Ackerlandschaft sehr schön aus, wie im Bilderbuch, und so ordentlich.

Und da sitze ich nun in meiner Gartenoase inmitten all dieses grün verkleideten Industriegebiets und seiner lebensfeindlichen Eintönigkeit und frage mich, was aus der Empörung von damals geworden ist. Was haben die Umweltschützer tatsächlich bewirkt? Was haben die vielen Vereine und Parteien mit ihren Artenschutzprogrammen, die ständigen Nachhaltigkeitskongresse, die Umwelt- und Klimaschutzkonferenzen, die Gesetzesinitiativen und Richtlinien, die Unmenge an Büchern und Beiträgen zum Thema Naturschutz und Artenvielfalt wirklich verändert? Zu Beginn der 1960er Jahre benötigte die Menschheit lediglich zwei Drittel der auf der Erde zur Verfügung stehenden Ressourcen. Sehr bald, 2030, werden, wenn es so weitergeht, zwei Planeten vonnöten sein, um den Bedarf an Nahrung und nachwachsenden Rohstoffen zu decken; 2050 wären es dann wohl drei. In ihrer Not, den Menschen die Dramatik in einer für sie nachvollziehbaren Weise zu verdeutlichen, haben Umweltschutzverbände begonnen, jährlich einen »Welterschöpfungstag« zu datieren. 2017 war dies der 2. August. Von diesem Tag an sind die Ressourcen aufgebraucht, welche die Erde innerhalb eines Jahres regenerieren kann. Und der Zeitpunkt verschiebt sich immer weiter nach vorn, zwei Jahre zuvor noch war es der 13. August.

Wenn die Bienen sterben, sterben bald auch die Menschen, sagen die Imker. Nach dem Schwein ist die Biene das wichtigste Nutztier. Ohne Bienen gibt es keinen Honig, und Bienen bestäuben fast alle Pflanzen. So stumm wie in diesem Frühjahr war es in meiner Gegend vor fünfzig Jahren noch nicht, und auch nicht vor zwanzig Jahren. Auch wenn das Eingeständnis weh tut: All das Engagement für den Umweltschutz hat wenig bis nichts gebracht. Jedenfalls hat es nicht gereicht, um diese zerstörerischen Auswirkungen einer nur an Effizienz, Wirtschaftlichkeit und Profit orientierten Landwirtschaft aufzuhalten. Kein Wunder, dass die ursprünglich hoch motivierten Umweltschützer inzwischen ziemlich müde geworden sind.

Aber die Weltwirtschaft floriert, seit Jahren werden die